

Vorwort.

Goethe, großer Genius! eine Sonne gingst Du auf in der Welt der Ideen, ein System von Wandelsternen in ewigem Kreislaufe aus Dir zeugend. Planeten, Trabanten, Meteore und Sternschuppen traten kreisend in die Erscheinung, — der Irrstern selbst mit dem Anspruche, eingereiht zu werden dem großen Systeme, sich aufgenommen zu sehen in die heiligen Urkunden der Astronomen, welche der Welt Erbe ordnen.

So kreise denn auch Du, Jüngstgezeugter des Systems, auf Deiner Bahn bis ins Gesichtsfeld jener Teleskope, welche die noch unentdeckten Tiefen des Firmaments durchforschen. Laß Dich entdecken, registriren, besprechen und suche, ja! suche auch dem unbewaffneten Auge der großen Menschheit erkennbar zu werden, wäre es auch nur als Irrstern oder als der letzte der Trabanten, der sein Licht von dem kosmischen Quell erborgte.

In Wien war's, um die Zeit des deutsch-französischen Krieges, daß mich, großer Genius, Deine nicht zum ersten Male in die Hand genommenen „Römischen Elegien“ in einer Stimmung fanden, welche mich drängte, jüngst

gewonnene Eindrücke frisch wieder hinauszugeben an die Welt, der sie entstammten.

So wurde der Name für das sich ankündigende Musenkind gefunden. Dem Namen nach wenigstens durfte es sich neben das Deinige stellen, — wer wollte es ihm verdienen? . . . wer es ihm wehren? Ob auch dem Geiste nach, das konnte erst die Zukunft lehren.

Daß ich nicht wie Du „die üppigen Ranken fecker Sinnlichkeit um Roms welthistorische Trümmer schlang und einen Properzischen Liebesroman in anmuthige Distichen bannte“, wie einer unserer großen Aesthetiker *) von Deinen „Römischen Elegien“ sagt, fällt wohl, abgesehen von dem ungemessenen Abstände zwischen uns, der Verschiedenheit des Ortes und der Zeit zur Last, deren Geist mich der Menschheit ans Herz, statt einem Weibe an den liebeglühenden Busen warf.

Und doch ist dieser Unterschied im Grunde kein so großer, denn jene ist ja auch ein Weib, empfänglich bald für ihres Freiers Huldigungen, bald kalt, abstoßend, selbstsüchtig, undankbar. War mir's vergönnt, an ihrem Herzen in reiner Lust zu schwelgen? Wehe! leider nein! Um so besser also harmonirte mit der elegischen Stimmung der Name und die elegische Form, wie sie in klassischem Vorbilde vor mir lag und so erflossen die ersten Distichen meiner „Wiener Elegien“.

Wer im Jahre 1874 die belletristischen Zeitschriften Wiens durchblättert hat, wird auch auf Bruchstücke

*) Rud. v. Gottschall.

meiner Elegieen gestoßen sein. Eines jener Blätter hatte dieselben in einer Weise an sich gebracht, daß mir Honorar, Abdruck und Manuscript dabei verloren ging, — ein Gebaren, wie es auf literarischem Gebiete nicht vereinzelt dasteht, aber auch wohl kaum als ein anständiges bezeichnet werden kann.

Die damalige Metrik meiner Distichen schloß sich dem Goethe-Schiller'schen Vorbilde an. Der vorliegenden Neubearbeitung wurde eine schwerere Aufgabe zu Theil.

Man kann sich nämlich der Ansicht derjenigen neueren Aesthetiker und Kunstkritiker nicht verschließen, welche die metrische Behandlung des antiken Distichons im Deutschen, nach Goethe-Schiller'schem Muster, als eine allzu willkürliche widerrathen und, und nach dem Vorgange von Voß und Platen, strengere Anforderungen an die Silbenmessung stellen. Denn, so gewiß man nicht nöthig hat, in allen Formen deutscher Dichtung den Schwerpunkt in einer streng quantifizirenden Silbenmessung zu suchen und dadurch die gebundene Rede kristallinisch erstarren zu lassen, wie im Lateinischen, so gewiß hat man, bei näherer Untersuchung, zuzugestehen, daß die bloß accentuirende Silbenmessung in den antiken Formen des Hexameter und Pentameter zu Willkürlichkeiten führt, welche nicht nur den Charakter dieser Form, sondern auch den Gesetzen des Wohllautes zuwiderlaufen, — eine an zahlreichen Beispielen nachzuweisende Erscheinung.

Derartige Distichen widerstreben dem Versuche gesetzmäßigen Skandirens und erinnern eigentlich nur dem Namen nach an ihre ursprüngliche Abstammung. Schwer lassen sich die vorgeschriebenen, vielleicht auch beab-

sichtigten reinen Daktylen und Spondeen erkennen, — Trochäen, wie häufig schon bei Schiller und Goethe, ja sogar schwere Molosse treten in störendster Weise an ihre Stelle.

Um nun die Reinheit der ursprünglichen Kunstform anzustreben und den verfeinerten Ansprüchen unseres Ohres an die Musik der dichterischen Sprache zu genügen, empfiehlt es sich also, nach dem Vorbilde von Boß und besonders Platen, dem antiken Distichon eine strengere metrische Behandlung durch aufmerksame Berücksichtigung des quantitativen Elementes, das sich, auch in unserer Sprache, auf eine leicht zu erkennende Weise kundgibt und zwanglos zur Geltung bringen läßt und durch sorgfältige Vermittelung zwischen diesem und der altdeutschen, accentuirenden Metrik angedeihen zu lassen.

Zu Grübeleien und Spitzfindigkeiten brauchen wir uns deshalb noch nicht zu verirren, gesunde Natürlichkeit nicht durch Unnatur zu verdrängen.

Es galt den Versuch!

Ob diese Reform in meinen Distichen erkennbar ist, der Wohlklang ihrer Rhythmen aber auch dem ernstesten Streben entspricht? . . . Leser! urtheile selbst! Deinem Wohlwollen empfehle ich meine „Wiener Elegien“.

Und solltest Du in denselben hier und da etwa scharfe Spiegelbilder unserer Zeit erkennen, so bedenke, ich bitte, daß die Wirklichkeit Schöpfer der Thatsachen, des Menschen Seele aber lediglich deren klarer Spiegel war.

Der Verfasser.